Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 51

Artikel: Tausend Christbäume im Wallis

Autor: Jegerlehner, Johannes

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-649423

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

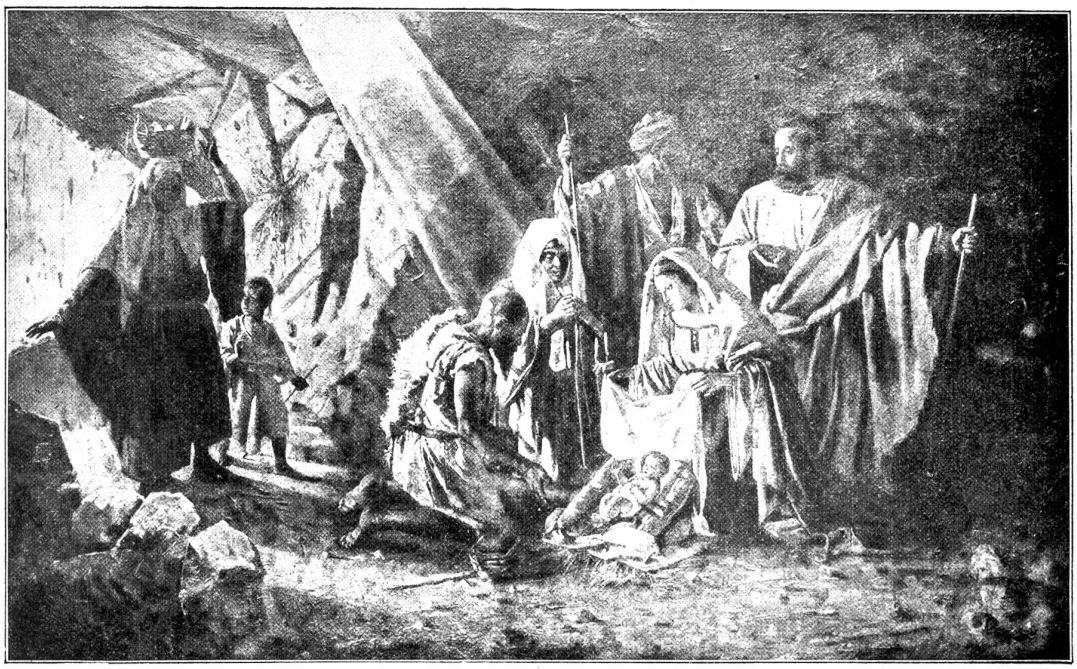
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Das wirst du noch erfahren", sagte Großmutter und erzählte weiter.

„Als jener Hirt, der ein so böser und heftiger Mensch war, als dies sah, fragte er sich selber verwundert: ‚Was kann das für eine Nacht sein, da die Hunde nicht beißen, die Schafe sich nicht fürchten, der Speer nicht tötet und das Feuer nicht versengt?' Er rief den Fremden zurück und sprach zu ihm: ‚Was ist das für eine Nacht? Und wie kommt es, das alle Dinge dir Barmherzigkeit zeigen?'



G. Bagioli: **Die Geburt Christi.** (Original in der Christus-Gedächtniskirche zu Bethlehem.)

Da sprach der Mann: ‚Das kann ich dir nicht sagen, wenn du es nicht selber weißt.' Und wollte seines Weges gehen, um bald ein Feuer anzuzünden und sein Weib und Kind erwärmen zu können.

Der Hirt aber dachte, er wolle den Mann nicht ganz aus dem Gesicht verlieren, ehe er erführe, was all dies zu bedeuten habe. Er stand auf und ging ihm nach, bis er dorthin kam, wo der Fremde hauste.

Da sah der Hirt, daß der Mann nicht einmal eine Hütte besaß, um darin zu wohnen, sondern sein Weib und Kind lagen in einer Felsenhöhle, die nur nackte, kalte Steinwände hatte. Und der Hirt dachte, daß das arme, unschuldige Kind vielleicht in dieser Höhle erfrieren und sterben müßte, und obwohl er ein hartherziger Mann war, rührte ihn das Elend, und er sann nach, wie er dem Kinde helfen könnte. Er löste seinen Ranzen von der Schulter und nahm daraus ein weiches, weißes Schaffell, gab es dem fremden Manne und sagte, er soll das Kindlein darauf betten.

Aber sobald er gezeigt hatte, daß auch er barmherzig sein konnte, wurden ihm die Augen geöffnet, und er sah, was er zuvor nicht wahrgenommen hatte, und hörte, was zuvor seinen Ohren verschlossen war:

Er sah, daß er inmitten einer dichten Schar kleiner silberbeschwingter Engel stand, die einen Kreis um ihn bildeten. Ein jedes Englein hielt ein Saitenspiel, und alle sangen mit jubelnder Stimme, daß in der Nacht der Heiland geboren sei, der die ganze Welt von ihren Sünden erlösen würde.

Da verstand er, weshalb sogar alle leblosen Dinge in dieser Nacht so froh waren, daß sie niemanden etwas zuleide tun mochten.

Und nicht nur rings um den Hirten waren Engel, überall gewahrte er sie. Sie saßen in der Felsenhöhle, und sie saßen draußen auf den Bergen, auch unter dem Himmel flogen sie hin und her. Sie kamen in großen Scharen auf den Wegen dahergewandelt, und wenn sie vorbeischritten, blieben sie stehen und warfen einen Blick auf das Kindlein in der Höhle.

Jubel und Freude, Sang und Spiel waren allüberall, und der Hirt sah es in der dunklen Nacht, in der er sonst nichts hatte wahrnehmen können. Voll Freude, daß seine Augen geöffnet waren, sank er auf die Knie und lobte Gott."

Und als Großmutter so weit gekommen war, seufzte sie und sprach: „Aber was der Hirt sah, das könnten wir auch sehen, denn die Engel fliegen in jeder Weihnachtsnacht unter dem Himmel einher, wenn wir sie nur zu erkennen vermögen."

Und dann legte Großmutter ihre Hand auf meinen Scheitel und sprach: „Dessen sollst du eingedenk sein, denn es ist so wahr, wie ich dich sehe und du mich siehst. Nicht auf Kerzen und Lampen kommt es an, noch auf Sonne und Mond, sondern was nottut, ist einzig und allein, daß wir die rechten Augen haben, Gottes Herrlichkeit zu sehen."

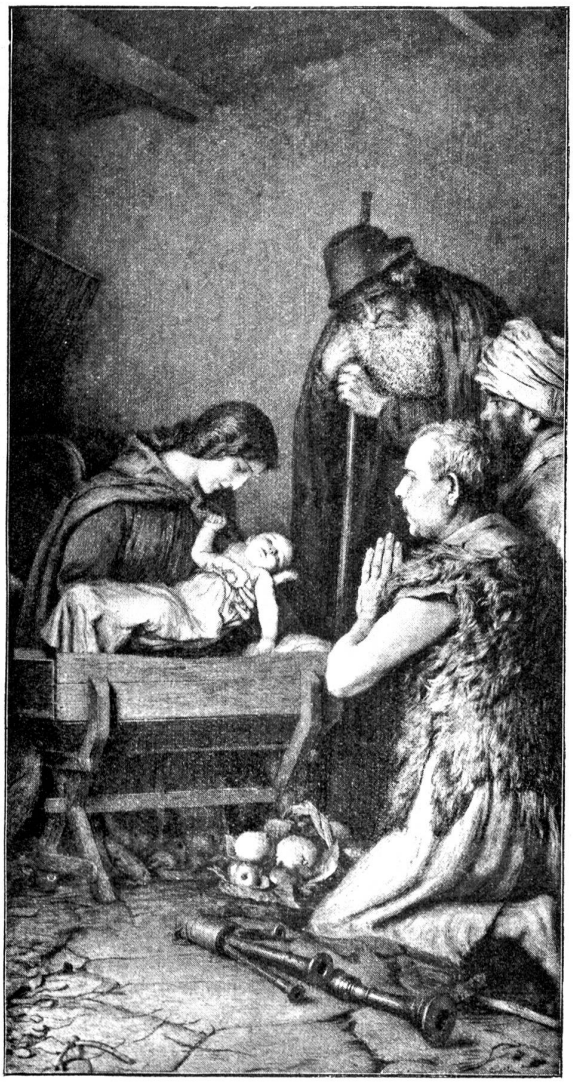
Tausend Christbäume im Wallis.

Von Johannes Jegerlehner.

Weihnachtsbaum und Weihnachtsbescherung kennen die Walliser Aelpler nicht. Und doch habe ich vor einigen Jahren mit meiner Frau in einem Bergdörflein an der obern Rhone einen Christabend erlebt, ergreifend, ja so wunderbar, fast möchte ich sagen durch höhere Fügung, daß ich davon erzählen muß. Ihr werdet dazu nicken und euch freuen, vielleicht staunen, wie sich das Seltsame zugetragen hat.

In einem kleinen Hotel des Goms im Oberwallis hatten wir uns für einige Tage der Erholung eingenistet. In den Ferien eilen die Stunden im Schwalbenflug, und wir wollten nicht versäumen, unserm alten Freund, dem Kaplan in G., den längst versprochenen Besuch abzustatten.

Es waren wenige Gäste im Hotel, eine Sängerin aus Basel, skifahrende Pärchen aus dem Unterland und die



Eduard Gelli: Anbetung der Hirten.

zwei strickenden Engländerinnen, die immer dort waren, wo wir sie nicht vermuteten. Auf den heiligen Abend hatte der Wirt eine schlanke Tanne gerüstet und geschmückt, die Sängerin hatte mit meiner Frau einige Lieder eingeübt, worunter eine Komposition von Hans Haug, funkelnd im Lichterglanz der Töne. Der Abend sollte im Sinn seiner Bedeutung still und würdig gefeiert werden.

„Wir besuchen den Pfarrer in G.", sagten wir nach dem Mittagessen dem Wirt, „und sind rechtzeitig wieder zurück."

Mit der Furkabahn fuhren wir einige Stationen das Goms hinauf. Es war ein hilber, föhniger Tag. Bei Frost und Kälte mißt man die Straße von der Haltestelle zum Pfarrhaus in zehn Minuten zu Fuß, bei weichem Schnee ist sie ungangbar. Deshalb hatten wir die Ski mitgenommen und schleiften gemächlich dem Dorfe zu. Als der Herr Kaplan uns erspähte, sprang er die Treppe hinunter zum Empfang, stellte unsere Bretter an die Wand und führte uns in die geräumige Stube der Kaplanei hinauf. Eine Stube, wie sie talauf und -ab von Oberwald bis Brig nicht ihresgleichen hat. Die Möbel, mit Ausnahme des Klaviers und des Harmoniums aus uraltem Nußbaum, selber gehobelt und selber geschnitzt. Der Tisch, die Stabellen, die Kommode, die Bilderrahmen, jeder Hobelstrich und die Verzierungen stilrein nach Vorlagen aus dem siebzehnten Jahrhundert.

„Aeh was, schön", widersprach der Geistliche, als ich den Schreibtisch lobte, an dem er eben noch gestochen und gepunzt hatte. „Könnte ich einmal drei Monate frei machen und bei Kienholz und Huggler in Brienz in die Schule gehn, dann wohl, dann brächte ich auch mein Kirchenportal fertig. Da, schaut da, die Pläne liegen schon lange sauber ausgeführt im Kasten. Drei Felder links, die Caecilia, die Anna und die hochheilige Aloisia, drei Felder rechts mit Antonius, Martin und dem kühnen Georg. Und hier den zweiten Entwurf, Geburt, Grablegung und Auferstehung Christi zur Linken und als Gegenstück — Sisyphusarbeit, ich schaffe es doch nicht, mit dem besten Willen und Talent nicht. So wenig, als es der Marie gelingen würde, ein Haar aus ihrem Wuschelkopf liniengerade zu klopfen. Lang ist die Kunst und kurz das Leben. Wollen wir anfangen!"

Er verteilte die Noten und harzte den Fiedelbogen, und wir setzten uns ans Klavier und ans Harmonium, die famos auf den gleichen Ton abgestimmt waren und spielten zusammen einfache Trio und Chöre. Marie, die Haushälterin, lauschte unter der offenen Küchentür und rühmte, ein so flottes Konzert habe sie in ihrem Leben noch nie gehört.

„Ja, das war schön", bestätigte der Pfarrer und wischte den Schweiß von der Stirne. „Musik, o Musik! Wenn ich einmal vor die Himmelspforte trete und die Flügel aufspringen, ich kann es mir nicht anders vorstellen, als daß plötzlich eine großmächtige Domorgel aufklingt, vom König David oder von der edlen Caecilia gemeistert, tief und voll wie das Rauschen der Tannen in den Gärten der Ewigkeit. Auf der obersten Orgelpfeife ein Engel aus meinem Sprengel, ich erkenne ihn an der Gemslocke und wie er pausbäckig und mit stabigen Fingern auf seiner Hirtenflöte schalmeit. O die Musik, die Musik! Wenn ich mit lieben Freunden, die mehr können als ich, musiziere, so wird mir wie dem stämmigen Christophorus, als er die himmlische Bürde übers Wasser getragen hatte. — Marie, husch in die Küche, in zehn Minuten muß der Kaffee auf dem Tische sein."

Der Pfarrer hieb eine Schnitte vom allerfeinsten Gommerkäse in meinen Teller, als ein furchtbares Gepolter das Haus erschütterte, lang anhaltend donnerte und vergrollte, als ob die Bergwand über uns niedergebrochen wäre. Die Vorhänge bewegten sich, das Sparrenwerk des Daches ächzte unheimlich.

„Die Hohbachlaui", erklärte der Kaplan seelenruhig. „Wir haben sie schon lange erwartet. Sie kommt jedes Jahr und immer bis an den Rotten (deutscher Name für Rhone) und spitz am Dorf vorbei. O wir sind dessen gewohnt", fügte er heiter hinzu, als meine Frau noch blaß zum Fenster hinausstarrte.

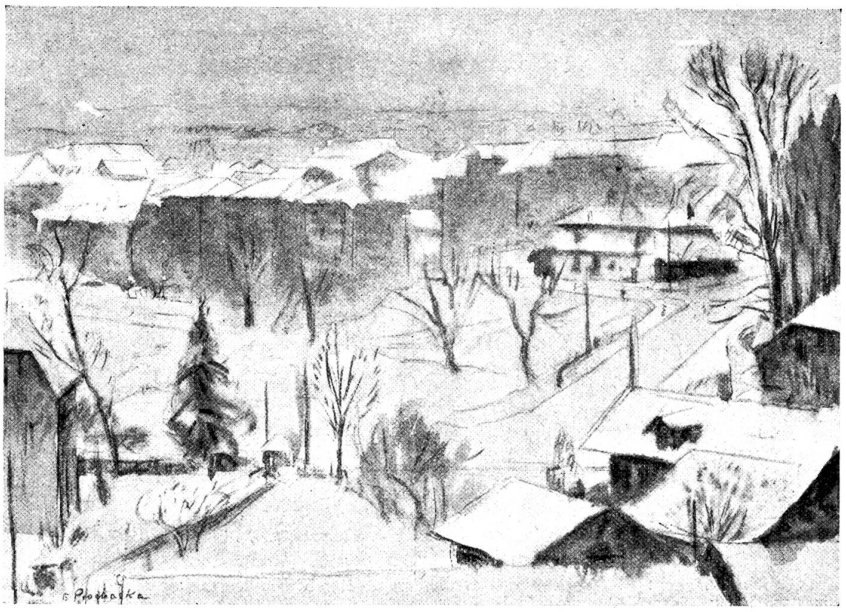
„Die Hohbächin", wiederholte die Wirtschafterin ebenso gelassen, wie man grüßgott und ade sagt und stellte den Honigtopf auf den Tisch. „Einmal hat sie sieben Häuser verschüttet, einen Trupp Geißen und einen Hühnerstall — und einen alten Mann, ein andermal einen Schlitten mit vier Personen weggeputzt, aber das ist schon lange her. Sie mag noch so gewaltig ausleeren, das Dorf erwischt sie nicht."

Der Abendzug war abgegangen, und die Lawine hatte uns die Heimfahrt gesperrt. Aber die Weihnachtsfeier im Hotel, nein, die wollten wir uns von der Hohbachlaui nicht vergraben lassen. Wir hatten ja die langen Hölzer mit und eine Taschenlampe.

Der Pfarrer lächelte, als wäre ihm eine verschmitzte Abmachung geglückt. „Wir werden das Hotel anläuten", sagte er. „Von Heimkehr heut abend kann nicht die Rede

sein. Der Lawinenzug ist auf einen halben Kilometer in die Breite ein einziges Tümmerfeld. Haushohe Schneeblöcke, über die keine Maus hinüberkommt, bis es sich gesetzt hat. Aber die Lawine ist es nicht, die euch den Rückzug abschneidet. Ich hätte euch sowieso nicht ziehen lassen. Platz für zwei Uebernächtler ist zur Herzgenüge in meinem Haus. Und das Bäumchen, das ich euch jetzt anzünden will, wird, das glaube ich bestimmt, den Weihnachtszauber im Hotel überstrahlen."

Er öffnete die Tür zur Nebenkammer und drehte am Lichtschalter. Sechs mächtige Pakete lagen auf der Diele, mit Schnüren zusammengebunden und mit Blaustift beschrieben. Daneben spreizten sechs Tanndolden mit Kerzen und etwas Flitterschmuck ihre Aeste. „Hilfsaktion des schweizerischen gemeinnützigen Frauenvereins", betonte der Pfarrer feierlich, und wir lauschten seiner Stimme und was er von den Schicksalen seiner Gemeinde und von den Armen im Dorfe erzählte. Es gehöre leider nicht zu den Bezirken, die ihre Armut tilgen konnten. Verkäufliche Wasserkräfte seien keine vorhanden, und die Gemeindewaldungen hätten Lawinen und Erdrutsche verwüstet.



Emil Prochaska: Vorstadt im Winter. Klischee aus dem Katalog der Weihnachtsausstellung bernischer Künstler. (Besprechung der Ausstellung siehe Seite 916.)

Meine Gedanken flogen über die Berge in das Landammannhaus von Hergiswil in Nidwalden, die Zentralsammelstelle für die Winterhilfe der Bedürftigen in den Alpenkantonen. Im September war ich bei der Familie des Landammanns, mit der wir eng befreundet sind, auf Besuch gewesen. Das Erdgeschoß des großen Gebäudes war ausgeräumt und zu einem Geschäftshaus umgewandelt. Hochbeladen hielt der Postwagen vor dem Eingang. Aus allen Kantonen trafen fortwährend Sendungen ein in bar und in Waren allerlei, Neues und Gebrauchtes. Das Postbureau von Hergiswil mußte sein Personal verstärken. Im größten der Lokale sichteten angestellte Frauen die eingetroffenen Waren, reinigten und flickten und verteilten sie auf die verschiedenen Lager, eine Buchhalterin und eine Korrespondentin arbeiteten an ihren Pulten. Söhne, Töchter und Schwiegersöhne des Herrn Landammann halfen mit, an der Spitze von fünf Uhr morgens bis in die späte Nacht, selbstlos Zeit und eine Menge Geldes opfernd, er selber und seine Gattin, die Mitbegründerin und wahrhaft heroische Förderin des Werkes. Das sonst so stille, nur von den Enkeln belebte Landammannhaus war ein Warenhaus geworden, von einer strammen Organisation gehalten und bis in die letzte Ecke wach und rege, obschon keine Kunden ein- und ausgingen. Große Summen in bar waren eingegangen, einige tausend Pakete lagen bis Mitte Dezember versandbereit aufgestapelt, alle im Wert von ungefähr 50 Franken.

Nun standen meine Frau und ich ungewollt an einem der vielen Ausläufer der Hilfsaktion, am Empfangsorte, unmittelbar vor der Uebergabe der Spenden. Zu jedem Paket sollte von der Ortsbehörde auf Wunsch der Zentralleitung ein Tannenbäumchen zugelegt werden. Zu dieser Stunde brachten allein im Wallis, an Orten, wo sonst nie ein Bäumchen brannte, weit über tausend Bäume Licht und Freude in die Hütten der Hablosen. „Denken Sie, über tausend Weihnachtsbäume in den Aelplerstuben meines Kantons", bekräftigte der Pfarrer. „Severin", rief er gegen die Küche, „es ist Zeit!"

Ein Bursche, dem die „Gemslocke" dunkel in die Stirn hing, erschien, mit hellen Augen und einem freundlichen Gesicht. Es war der Sohn des Gemeindepräsidenten. Er prüfte die Anschrift des Pakets, hackte die Finger in die Schnur, und der Pfarrer ergriff ein Tannenbäumchen.

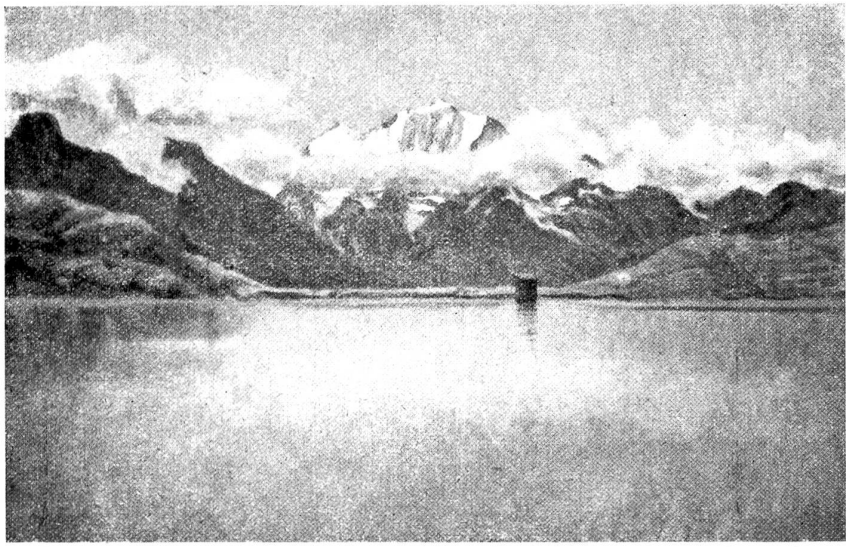
So gingen wir die Treppe hinab in die Nacht hinaus. Es war wieder kalt geworden. Ueber die Dächer des Dorfes erhob sich fahlen Schimmers der Rücken der Hohbachlaui. Wir brauchten nicht weit zu gehen. Dicht geschart lehnte das Dorf sich an die Felswand. Die Bodengestaltung und die Einsicht, daß der Einzelne den Wettergewalten und den Schicksalstücken gegenüber schwach ist, hat hier wie überall im Wallis das alemannische Einzelgehöft ausgestaltet. Die Dörfer sind streng geschlossene Siedelungen und vertropfen nicht in die Weite und Ferne. Einer allein ist keiner, sagt ein Gommer Sprichwort.

Wir klommen zwei Stiegen hoch und tasteten durch die Küche ins Gemach. In einem Dorf, wo die Mäuse in einer Nacht den Kehr fertig bringen, wußte nach der Sitzung des Gemeinderats schon jedermann, wer der Gabe teilhaftig wird.

Die Familie erwartete uns. Im Bett lag die Großmutter, schon lange siechend, und neben ihr das Kleinste, dem auch etwas zu fehlen schien. Der Mann hatte ein hölzernes Bein. Drei Kinder standen herum, ein viertes spielte mit Gretzeltieren, das sind grobgeschnitzte Figuren aus Erlenholz. Die Mutter wischte an der Schürze die Hand ab und begrüßte uns mit einer lauten, gesunden Stimme. Acht Personen hausen in dieser Stube, ein hartes Los im langen strengen Winter.

Der Geistliche hatte die Kerzen des Bäumchens entzündet, Severin den Knoten des Pakets gelöst und den Inhalt ausgelegt. Eine Wolldecke, Bettwäsche, drei Paar Schuhe, neu und beschlagen, Konserven, und Schokolade und Lebkuchen für die Kinder. Kein Laut unterbrach die Stille. Wie angenagelt nahmen die Kinder die Geschenke in Empfang, als ob sie nicht wüßten, was damit anfangen. Der Vater starrte auf sein hölzernes Bein. Die Mutter kehrte die Decke und die Wäsche um und um und sagte endlich: „Gemeinnützige Frauengesellschaft — sind das die reichen Frauen, das Herrenvolk im Land herum?"

„Nein", erörterte der Kaplan. „Die Reichen" — er machte eine spaßhafte Bemerkung. „Das sind Frauen, die das alles auch gut hätten gebrauchen können. Aber sie han-



Heinrich Nyffenegger: Fletschhorn mit Bettmersee. Klischee aus dem Katalog der Weihnachtsausstellung bernischer Künstler. (Besprechung der Ausstellung siehe Seite 916.)

deln im christlichen Sinn und beschenken ihre Mitbrüder, die das Schicksal hart getroffen hat." Wieder draußen meinte er, wir möchten die Frau doch ja entschuldigen. Scheu und Hemmungen aller Art hätten sie arg verwirrt. Es sei sonst keine leide Tschutte, im Gegenteil, eine kreuzbrave Frau und Mutter. Aber wenn sie aufgeregt sei, so schlügen ihre Worte grobschlachtig ins Grobiänische aus. Die richtige Freude komme erst jetzt über sie, wo wir fort seien. —

Severin war vorausgegangen und holte den zweiten Packen und den zweiten Christbaum. Zu ebener Erde traten wir in eine Küche, in der uns die Hausfrau freundlich die Hand reichte. Kinder sah ich keine, auch keinen Mann, nur die Mutter vor uns, die das Alter noch nicht gebeugt hatte und die das Haarnest wie eine Krone auf dem Scheitel trug.

Die Gaben wurden ausgekramt, das Bäumchen entzündet. Da klinkte die Frau eine Tür auf, und nun trudelte es in die Küche und wollte kein Ende nehmen. Große und mittlere Kinder und ein ganz kleiner Stumpenfratz, das drängte sich um das geöffnete Paket. Eine Tochter war nach Amerika ausgewandert und hatte der Mutter ihren Balg zurückgelassen. Der Hausvater war schon lange tot.

Unaufhörlich flossen der Mutter die Tränen über die Wangen und sie dankte, dankte und schaute wie verklärt in den Glanz der Lichter. O was für eine große, heilige Weihnachtsfreude über sie gekommen war, die keine eigentliche Stube besaß, nur zwei Gaden und die Küche und den warmen Stall, in dem die erwachsenen Buben bei den Tieren schliefen.

Im dritten Haus teilten die zahlreichen Bewohner das Gelaß mit den Hühnern, im vierten horsteten zwei Familien in derselben Wohnung. Der Winter war hier, wie in so vielen andern Dörfern, wo kein Fremdenverkehr, eine Prüfung, schier unabsehbare Qual, die Gabe des gemeinnützigen Frauenvereins ein Ereignis, ein Strahl der Gnade, Gewißheit, daß der Erlöser lebt und sein Wort von der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe von den Mitmenschen gehört und befolgt wird.

An allen sechs Bescherungen nahmen wir getreulich teil und trafen nochmals eine Großmutter krank im Bett, entsetzlich mager und abgezehrt. Sie drückte meiner Frau die Hand und flüsterte, wie selig ihr schon zu Mute sei, da sie ja bald eingehen dürfe in die ewige Heimat. Und als meine Frau sie fragte, warum sie im Bett den Hut trage, meinte sie mit einem Schimmer des Lächelns, damit der Herrgott sie erkenne, wenn sie vor der goldenen Schwelle knie und um Einlaß bete.

Spiegelt diese Frömmigkeit, diese Einfalt nicht die Kraft der Ueberzeugung jener Urchristen wider, die um ihres Glaubens willen verfolgt und als Märtyrer getötet wurden!

Als wir in die Kaplanei zurückkehrten, strahlte auf dem Tisch auch ein Lichterbäumchen, das siebente des Abends. Dem Pfarrer stand die Frage auf den Lippen, ob wir nun den großen Weihnachtsbaum und die Gesellschaft der Gäste im Hotel vermißten? Er sprach sie nicht aus und winkte uns ans Fenster, das er aufgemacht hatte.

Hier und dort leuchteten seltsam helle Scheiben ins Dunkel hinaus. Dahinter freuten sich Menschen, die ihre Zuversicht zurückgefunden hatten. Eiskristalle flimmerten in der Luft wie silberne Sterne, in uns und um uns klang es leise: Ehre sei Gott in der Höhe!

Christnacht in den Bergen.

Von Lilli Haller.*)

Mein Baum steht geschmückt. Sein Kerzenschein
Strahlt mitten in Schnee und Nacht hinein,
In die Nacht der tiefschwarzen Berge.
Die Berge stehn still, ganz versonnen still,
Sie wissen nicht, was da geschehen will,
Sie schweigen und lauschen.
Da — am Himmel fern
Zieht langsam herauf ein mächtiger Stern
Voll göttlicher Klarheit und Wonne,
So strahlend und licht wie die Sonne.

Die Berge stehn still, ganz versonnen still,
Sie wissen den Stern nicht zu deuten,
Bis auf einmal ein lieblicher Klingklang ertönt,
Wie von silbernen Glöcklein ein Läuten.
Und ein Englein erscheint holdselig und fein,
Das lockige Köpfchen im Goldstrahlenschein,
Und musizieret und singet,
Daß es hell durch die Bergnacht klinget.

Jetzt wissen die Berge, daß Jesus Christ
Der harrenden Menschheit geboren ist
In Morgenlands Demut und Stille,
Damit das Wort sich erfülle.

Die deutschen Reichsautobahnen.

Adolf Hitler hat bei seinem Regierungsantritt sofort die Ausführung eines Monstre-Straßenbauprogrammes an die Hand genommen. Das Reich soll ein Autostraßennetz von 7000 Kilometer Länge erhalten. Heute sind davon schon über 1000 Kilometer erstellt. Diese Autostraßen gehen im allgemeinen den großen bisherigen Verkehrslinien nach, meiden aber die Großstädte, d. h. sie tangieren sie bloß oder umfahren sie in großem Ring (siehe Plänchen), wie

*) Aus dem Bändchen: „Gedichte". Mit einem Vorwort von Maria Waser. (Verlag Huber & Co., Frauenfeld.)